

Heiliger Raum

Gottes heiliges Haus entsteht aus lebendigen Steinen

Text Dr. Angela M. T. Reinders

„Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. Ich will zu leuchtenden Kirchenfenstern hinaufsehen und mich blenden lassen von den unirdischen Farben. Ich brauche ihren Glanz. Ich brauche ihn gegen die schmutzige Einheitsfarbe der Uniformen. Ich will mich einhüllen lassen von der herben Kühle der Kirchen. Ich brauche ihr gebieterisches Schweigen. [...] Ich liebe betende Menschen. Ich brauche ihren Anblick. Ich brauche ihn gegen das tückische Gift des Oberflächlichen und Gedankenlosen. [...] Eine Welt ohne diese Dinge wäre eine Welt, in der ich nicht leben möchte.“ Der Autor Pascal Mercier legt diese Worte Amadeu Prado, einer Romanfigur, in den Mund, dessen Leben man lesend im Buch „Nachtzug nach Lissabon“ auf die Spur kommt. Fast zornig verteidigt der Romanprotagonist die Präsenz heiliger Räume in der Welt, gegen die Welt, als mahnendes Zeichen für die Welt.

So richtig es ist, dass die Kirche und die Menschen, die in ihr eine Liturgie feiern, die in ihr beten und in ihr mit Gott und untereinander Gemeinschaft haben, nicht die profane Welt vergessen können – was wäre ein Gottesdienst ohne Menschendienst? –, so richtig ist auch, dass das Heilige und die Räume, in denen es wohnt, den Menschen unverfügbar sind. Gott ist „der Heilige“. So sagt es die Liturgie. Doch Gott ist nicht nur der Heilige, wenn Menschen diese Worte singen und sagen, wenn sie ihn als den Heiligen bekennen. Gott ist schon vor jedem Menschenwort heilig. Er bleibt dem Menschen unverfügbar.

„Raum“, „Makom“ als Wohnraum der Schechina, der Weisheit Gottes, ist sozusagen einer der Namen dieses heiligen, unverfügbaren Gottes. Gott, der Raum ist und schenkt, räumt den Menschen Raum ein, damit sie darin wohnen. Die Menschen, die den Raum als Gabe aus der Hand Gottes empfangen und empfinden, glauben, dass Gott ihren Lebensraum umfängt und darin gegenwärtig bleibt. Darum kann der Mensch ihm darin begegnen:

Mose überschreitet den Raum, innerhalb dessen klar umrissenen Grenzen er sich üblicherweise bewegt. Er treibt die Schaf- und Ziegenherde, die er hütet, an einem Tag in kühnem Entschluss „über die Steppe hinaus“ (Ex 3,1). So, im Überschreiten eigener Grenzen, wird möglich, dass er Gott begegnet. Der heilige Raum Gottes ist jedoch, neudeutsch und im Wortsinn, ein „no go“, ein nicht zu betretender Raum: „Komm nicht näher heran. Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden“ (Ex 3,5).

Umgeben vom Heiligen, von Gott, der Lebensraum einräumt, kann der Mensch die Welt bewohnen. „Wohnen bedeutet für den Menschen, eine Stätte des Bei-sich-Seins, der Selbst-Begegnung und der Begegnung mit vertrauten Menschen zu haben. Sakrale Räume fügen als dritte Dimension die Begegnung mit dem Anderen, mit Gott, hinzu.“

Raumwege

Dieses Gespür für die dritte Dimension hatte in anderen Religionen und Kulturen sogar zunächst größeren Stellenwert als in der christlichen. Mircea Eliade, rumänischer Religionswissenschaftler (1907–1986), hob das mythische Raumgefühl ins Bewusstsein, nach dem der Mensch unterscheidet in „bedeutungsvollen“ und „amorphen“ Raum. Wer aus dem brüchigen, rissigen amorphen Raum in den bedeutungsvollen wechselt, übertritt Schwellen – die Schwelle zur „Heimat“ der eigenen Wohnung zunächst, dann die Schwelle zum heiligen Raum. Die aktuelle Renaissance der „Heimat“ lässt erkennen, dass Menschen dieses mythische Raumdenken bis heute nachempfinden. Sakrale und „[...] kirchliche Gebäude [...] zeigen demjenigen, der in sie hineingeht, an, dass er bei seinem Eintritt die Schwelle vom Sinnbezirk des Alltags und dessen pragmatischen Zwängen überschritten und sich in einen anderen ‚Sinnhorizont‘ hineinbegeben hat. [Sie sind ...] Verweise auf etwas, das den Alltag transzendiert und dennoch wortwörtlich, räumlich und städtebaulich oft genug mitten im Alltag steht.“ Die Schwellen zum Heiligtum waren es von jeher, die das Numinose, das Unverfügbare eines Kultes in seinen bedeutungsvollen Grenzen erfahrbar machten. Das Christentum hat es manches Mal verstanden, in neu missionierten Gebieten die Kontinuität eines heiligen Bereiches, eines heiligen Ortes oder Raumes zu wahren. Dort, wo Menschen Jahrhunderte lang andere Götter, andere Riten, andere Kulte gefeiert hatten, dort nahm nun der Gott der Christen seinen Platz ein.

Das Christentum selbst begann seine eigene Geschichte unter Anfeindung und Verfolgungsnot. Über drei Jahrhunderte lang dauerte der Weg aus Privathäusern, heimlichen Versammlungsorten und Katakomben heraus, bis christliche Gemeinden endlich Raum einnehmen konnten. Eine der bekanntesten Kirchenformen, die Basilika, ist ja gar keine genuin christliche. Gerichts- und antike „Mehrzweckhallen“ erfuhren nun ihre neue Bestimmung als Vorbilder für christliche Kirchenräume. Endlich gab es große Bauten, für alle zugänglich, die danach gestaltet wurden, wie der Gottesdienst sich im Lauf der Jahrhunderte entwickelte. Aus Bauten wurde nach und nach „gebaute Liturgie“. Das Geschehen im Raum, die Feier der Gemeinschaft mit und in Gott, heiligte den Raum – diese Dimension fügte sich zu dem hinzu, was die Wahl der Stätte zur Begegnung mit dem heiligen Gott vorgab.

Am Ort heilender Kraft

Das liturgische Geschehen im heiligen Raum der Kirche und die Raumgestaltung waren eng verknüpft mit dem Kirchenbild der Zeit. Karl der Große konnte als Kind seiner Zeit und ihrer darin vorherrschenden Theologie kaum ein anderes Bild als die Sichtbarmachung der göttlichen Legitimation der Königsherrschaft als Gestalt des Reiches Gottes auf der Erde haben. Auch

konstantinisch und justinianisch spiegelte der Kirchenbau das wider. Der eigenen Frömmigkeit und der gottgegebenen Macht als König wollte Karl in einem eigenen Kirchenbau sichtbar Gestalt geben. Zwei Fragen muss er sich dabei gestellt haben: Wo ihn bauen lassen? Und zweitens: wie? Dass Karl Aachen – vornehmlich wegen der Heilkraft der heißen Quellen und der strategisch günstigen Lage – besonders schätzte, ist hinlänglich gesichert.

Schon der fränkische Vorgängerbau des heutigen Oktogons war mit Gespür für eine Heiligkeit des Ortes im vierten oder fünften Jahrhundert anstelle römischer Bauten errichtet worden, die unter anderem ein Quellbecken umfassten. Es ist gut möglich, dass hier zu früheren Zeiten der gallorömische Heilgott Granus verehrt wurde. Das daraus sprudelnde Wasser mit seiner Heilkraft bezog man in eine Taufkapelle der pippinidischen Vorgängerkirche ein; so konnte lebendiges Wasser (Joh 4,13) zur Sakramentenspendung dienen. Später errichtete man in diesem kleinen Kirchbau – sicher vor 765 – einen Reliquienaltar und umbaute ihn mit einer Kapelle. Hier liegt die Keimzelle für Karls Anlage.

Die Liturgie, die später in „seiner“ Kirche gefeiert werden sollte, würde maßgeblich werden im Vereinheitlichungsprozess für die Reichsliturgie, den Karl der Große in Gang setzte. Es sollte keineswegs seine ganz private Pfalzkapelle entstehen, sondern, wie es im achten Jahrhundert zunehmend üblich wurde, eine an Maria – die „Himmelskönigin“ – geweihte Kirche, die Raum gab für tägliche Messfeiern an wechselnden Altären, für das Chorgebet der dort eingesetzten Kanonikergemeinschaft und für das Gebet für Karl den Großen und die *stabilitas regni*, die in Gott gefügte Herrschaft des Königs.

Wie nun einen solchen heiligen Raum errichten und gestalten lassen? Auch, wenn Karl selbst den Entwurf vorlegte, wird der Raum, den er bauen lassen wollte, auch für ihn noch fremd, noch unvorstellbar gewesen sein. Solche Annäherung an einen heiligen Raum als den fremden entspricht seiner letztlich Unverfügbarkeit: „Zu Hause bin ich nur bei mir selbst; dort, wo meine Lieder gesungen werden, meine Sprache gesprochen wird, meine Lieblingstexte zitiert werden, und zwar in der Weise, wie es mir am besten gefällt“, sagt der Religionspädagoge Fulbert Steffensky (*1933) aus Hamburg. „Zu Hause bin ich nur bei mir selbst – Welch eine erstickende Heimat das wäre! [...] Ich bin mir selber nicht genug – das lernt man langsam im Leben. Und ich brauche mehr als mich selber. Ich brauche also die Fremde. Ich brauche die Gedanken, die Gesten und die Glaubensspiele meiner alten und meiner jungen Geschwister. Ich brauche die Lieder der Toten.“ Es ist wichtig, diesen Glauben zu erlernen und ihm Ausdruck zu geben „[...] auch in der Sprache der Geschwister, die mir nur halb zu eigen oder gar fremd ist.“

Dass diese Sprache auch ganz fremdem Zungenschlag folgen und weltumspannend sprechen kann, das dolmetschte Karl in seinen Entwurf für die Marienkirche hinein. Im Jahr 787 wurde er inspiriert von San Vitale, dem Zentralbau in Ravenna, der selbst geistes- und baugeschichtlich an die konstantinopolitanische Hagia Sophia anknüpft. Im Auftrag Karls leitete der Baumeister Odo von Metz die Arbeiten am ersten großen Kuppelbau nördlich der Alpen. Karl verschmolz viele Elemente

in seinen heiligen Raum. Er brachte ungewöhnliche und unvertraute ein wie überhaupt die Idee eines Zentralbaus in dieser Gegend. Er wahrte überkommene römische Stilelemente – nun sakral geprägte Bögen nach dem Vorbild römischer Triumphbögen für den Saalbau – und Materialien – die vorpippinidischen Mauerreste, die er kleinmahlen und zu Mörtel verarbeiten ließ, um damit auf zukunftsweisend neu architektonisch konzipierten Fundamenten bauen zu können. Von Papst Hadrian (772-795) erhielt er die verbrieftene Genehmigung, Säulen und Marmor aus dem vierten bis sechsten Jahrhundert von Ravenna nach Aachen transportieren zu lassen. Die geistesgeschichtlich „fremdsprachlichen“ Einflüsse unterlegte er für den heiligen Raum seiner Marienkirche mit dem vertrauten Grundklang der Bibel. Wer die Schwelle in den heiligen Raum übertrat, sollte sozusagen die Muttersprache des Ersten und Zweiten Testaments wieder erkennen. Das ursprünglich außen rotfarbene Oktogon griff mit der Achtszahl, angelehnt an die Vorbildbauten, biblische Symbolik auf: die Überlebenden der Sintflut, die Visionen Sacharjas zum Plan Jahwes, das zerstörte Jerusalem wiederherzustellen, die Seligpreisungen, der Tag der Auferstehung Jesu – vom Beginn der vergangenen Woche aus gerechnet – nach Lk 24,1.

Die Maßeinheit, fränkische Fuß, rechnete das Gesamtkonzept für den Kirchenbau in Zahlenverhältnisse um, korrespondierend mit der biblisch apokalyptischen Zahl der Geretteten (Apk 7,4-8): Laut des Zeugnisses Alkuins, Karls „Kultusministers“, verfolgte Karl der Große hinter allem, das biblische Bild von der himmlischen Stadt Jerusalem (die ebenfalls nach biblischer Auskunft 144 Fuß misst) schon jetzt in Stein zu zeichnen und mit deutlichen Anklängen an den Jerusalemer Tempel die göttliche Beauftragung zu diesem Bau sicht- und tastbar zu machen. Als die Marienkirche den Pilgeranstrom nicht mehr fassen konnte, löste man das Raumproblem schließlich durch den Neubau eines gotischen Chors anstelle des kleinen karolingischen, Baubeginn war im 14. Jahrhundert. Mit seiner Architektur und Zahlensymbolik – zwölf Pfeiler, getragen von zwölf Aposteln und zwei zusätzlichen Pfeilern, die Maria und Karl abbilden, stützen ihn – wurde der Chor zum eigenständigen Abbild des himmlischen Jerusalems, zum „Bild eines Reiches, das Erlösung verheißt“. Im Aachener „Glashaus“, wie die Chorhalle genannt wird, wurde die bis dahin größtmögliche Transparenz der Wand erreicht – um das Licht der himmlischen Stadt innerhalb des heiligen Raumes einzufangen, das „klar wie Kristall“ (Apk 21,11) leuchtet. An der eindeutigen Vertikalität der Gotik kann der Himmel niederschweben, sich in die Welt der Menschen einlassen, damit sie ihm glaubend und betend nahe kommen dürfen.

Später fügte sich der Kapellenkranz an das Kirchengebäude an, Räume, die pilgernden Menschen eine Heimat boten, die bei den Aachener Heiligtümern das Ziel ihrer Sehnsucht fanden und sich dabei über ihre eigene Sehnsucht nach Gott klar wurden: „Der Mensch muss sich über sein Suchen klar werden. Zunächst sucht er sich. Zu entdecken bleibt ihm, dass er sich nur auf dem Weg über den anderen und in der Nähe des Christus ganz finden wird.“ Gerade die Ungarnkapelle bezeugt, wie heilige Räume gewachsene Beziehungen symbolisieren und bestärken, als seien sie ein Haus, das erst aus lebendigen Steinen entsteht.

Haus aus lebendigen Steinen

Reliquienkirche, Grabkirche Karls des Großen, Krönungskirche, Bischofskirche – 1802 für kurze Zeit und ab 1930 durchgängig bis heute: Natürlich ist der Aachener Dom alles das. Doch lässt er sich weder hinlänglich durch diese Begriffe beschreiben – als reiner Zweckbau fehlt ihm jede Dimension, die ihm erst seine Bedeutung gibt. „Die Aachener Marienkirche war und ist immer mehr gewesen als ein bloß historischer und faszinierender Bildungsort musealer Schönheit und kultureller Reminiszenz. Sie war und ist ein heiliger und Ehrfurcht gebietender Raum.“ Was ihr Anliegen ist, hat Karl der Große für alle Zeiten ihres Bestehens in sie festgeschrieben: „Cum lapides viri paris compage ligantur – Gottes heiliges Haus entsteht auch aus den lebendigen Steinen“, lautet die Bauinschrift.

„Wo sonst sollen wir mit unseren Gefühlen hin“, mit dem Glauben und Suchen, mit der Not und der Freude? Der heilige Raum birgt und bewahrt, was je in ihm gesprochen, geweint, geküsst und beklagt, gebetet und leise gehofft, gebeichtet und verschwiegen wurde; alles, was erst der „fremde“ heilige Raum ins Bewusstsein der Betenden hob.

„[...] Gäbe es in der über 1200-jährigen Geschichte dieses Doms nicht kontinuierlich den betenden Menschen, dann stünde dieser Dom nicht mehr und Aachen wäre heute wahrscheinlich ein Dorf mit warmen Quellen und Dauerkeks“, formuliert provokant der Aachener Hochschulpfarrer Christoph Stender. So aber ist mit den „lebendigen Steinen“ der Glaube präsent. Wer den Dom betritt, übertritt die Schwelle zur geräumigen Verheißung der Bibel: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen, sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war: ist vergangen. Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu“ (Apk 21,2-5a).

Angela M. T. Reinders

Dr. Angela M. T. Reinders, geb. 1965 in Aachen, Studium der Theologie in Bonn und Münster, Redakteurin und Lektorin beim Bergmoser + Höller Verlag, Aachen.